Maria Paola
Colombo

Die Umkehrung der Liebe

Maria Paola Colombo

Die Umkehrung der Liebe

Roman

Aus dem Italienischen
von Bruno Genzler

Karl Blessing Verlag

Originaltitel: *Il negativo dell'amore*
Originalverlag: Mondadori, Mailand

Verlagsgruppe Random House FSC®N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Munken Premium Cream*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage 2013
Copyright der Übersetzung by Karl Blessing Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kompanie Werbeagentur, Zürich
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-89667-490-6

www.blessing-verlag.de

Für Elena, die daran geglaubt hat,
bevor es wahr wurde

ERSTER TEIL

Mein lieber Schatz,

irgendwann einmal schreibe ich Dir einen Brief. Einen richtigen Brief. Manchmal habe ich es schon versucht. Aber kaum dass ich nach Stift und Papier krame, vergesse ich alles. Und so bleibt in meinen Händen nichts als ein weißes Blatt zurück. Und auch in meinem Kopf ist nur ein weißes Blatt. Leere, kein Wort, noch nicht einmal eine Erinnerung daran, was ich Dir schreiben, wovon ich Dir erzählen wollte. Deshalb schreibe ich Dir auch jetzt wieder nur in meinem Kopf.

Mein lieber Schatz,

irgendwann einmal komme ich wieder zurück zu Dir. Ach, so gern möchte ich zu Dir zurück. Doch ich weiß nicht, wo ich bin, nur dass es hier wirklich schön ist. Es gibt hier einen großen Park mit hohen Bäumen, Rosskastanien. Aber hier ist es auch richtig schlimm. Überall sind Mauern, und die Türen sind verschlossen, und die Schlüssel fehlen.

Mauern

Norden

Cica ging nicht mit den anderen ins Meer. Die Augen halb geschlossen wegen der senkrecht stehenden Sonne, die den Strand aus bräunlichem Sand und Zigarettenkippen weiß erscheinen ließ, hockte sie da. So hätte man sie selbst für eine Kippe halten können, in den Sand gesteckt, mit dem Po auf den Fersen, als würde sie pinkeln. Auf dem Rücken, unter den spitzen Schulterblättern, trug sie zwei Male, wie Halbmonde geformt und so lang wie eine Hand breit. Wegen der beiden Narben hatten ihr die anderen auch diesen Namen angehängt: Cica, Narbe. Der zweite Name, den sie hier bei ihrer Ankunft bekommt hatte, war »21«. Es war die Nummer, die mit Permanentfilzstift geschrieben auf den Etiketten ihrer Kleider stand, damit man auch nach dem Waschen noch wusste, wem sie gehörten.

Sonnenschirme hatten sie nicht, dafür ein Gerüst aus Eisenstangen, an die sich eine grün-weiß gestreifte Plane klammerte. Das Meer warf schlappe Wellen an den Strand. Einen Meter vor Cicas Füßen kamen deren Schaumränder aus klumpigem Pflanzenschleim zum Stehen. Man hatte ihnen erzählt, dass es sich bei diesem grünen Schleim, von dem die Adria in diesem Jahr voll war, um Algen handele, die von weit her angeschwemmt würden, weil die Industrieanlagen ihr Gift ins Meer abließen, sodass es durchdrehte. So was Ähnliches wie der Schaum vor dem Mund von Verrückten. Die

Frauen vom Strandbad nebenan ließen ihre Kinder gar nicht ins Wasser, sondern hüteten sie unter den Sonnenschirmen, wo sie im Sand buddelten und sich den Bauch mit Kokosnussstücken und Süßigkeiten vollschlugen. Baden durften sie ja nicht. Hin und wieder schlüpfte auch mal eins unter dem Seil hindurch, das den Strandabschnitt des Ferienlagers begrenzte, um sich dort, ein schmelzendes Eis in der Hand, ein wenig umzuschauen, und war sofort umringt von den anderen Kindern, die ihm zusahen, wie es genüsslich sein Sahneeis schleckte.

Die Kinder aus dem Ferienheim gingen trotz Algen ins Wasser. Zuerst wurden sie mit Weihwasser besprenkelt, dann badeten sie. Im seichten Wasser ließ die Nonne sie in einer Reihe Aufstellung nehmen und ein Gebet anstimmen. Sie war tatsächlich eine Nonne, obwohl sie in einem geblümten Badeanzug herumlief und ihr Haar ziemlich lang war und schwarz-weiß gestreift wie ein Zebra. Sie hatte es mit einem Tuch zusammengebunden, aber hin und wieder entriss ihr der Wind eine Strähne. Mal eine weiße, dann eine schwarze. Auf diese Weise hatte Cica erfahren, dass auch Nonnen Haare hatten. Eigentlich dachte sie, sie hätten keine und würden deswegen Nonnen werden: weil sie kahl waren und kein Mann sie wollte. Nur Gott in seiner Güte nahm sie alle auf.

Die Nonne hatte nicht nur Haare, sondern auch ein Wunderwasser, in Plastikflaschen von *San-Pellegrino*-Limo abgefüllt. Giovanni, der Busfahrer, hatte sie vor der Abfahrt in Novara unten im Gepäckraum verstaut, eine Kiste nach der anderen, neben den Koffern und Taschen der Kinder.

»Ehrwürdige Mutter, was glauben Sie denn?«, sagte er dabei zu der Nonne. »Etwa dass sie in Misano kein Trinkwasser haben?«

»Aber das ist Wasser aus Lourdes, Giovanni«, antwortete die Braut des Herrn daraufhin und bekreuzigt sich. Ihr Schleier war ein wenig verrutscht, als habe sie ihn im letzten Augenblick aufgesetzt.

Giovanni hatte den Blick über die Kinderherde schweifen lassen: Ein paar von ihnen waren bereits heulend aus dem Auto gestiegen, das sie gebracht hatte, andere fingen an zu heulen, als ihr Gepäck im Bus verschwand, wieder andere ließen sich anstecken, als sie jene sahen, die sich jammernd an die Beine ihrer Mütter klammerten wie Lämmer bei der Verladung vor den Ostertagen. Zum Schluss war es ein Tumult aus Geschrei und Tränen gewesen, beinahe wie eine Deportationsszene. Daher hatte Giovanni der Nonne nickend zugestimmt, ja, das geweihte Wasser werde gebraucht. Und dabei dachte er an seinen kleinen Sohn und seine Frau zu Hause. Nächste Woche würde er mit ihnen nach Cesenatico ans Meer fahren, sie drei zusammen, um dort Sandburgen zu bauen und sich mit Fisch vollzufuttern. Seine Frau würde ein ärmelloses Kleid tragen, und abends, nach dem Essen, würden sie mit dem Kleinen noch zu den Karussells hinüberspazieren. Sie hatten bereits darüber gestritten, wie viel sie einpacken sollten. Anna übertrieb es gerne, und so platzte der Panda jedes Jahr, wenn sie ans Meer aufbrachen, aus allen Nähten. Und dann auch noch das Kanu und der Sonnenschirm auf dem Dachgepäckträger. Letztes Jahr hatte er die Sachen schlecht befestigt. Und auf der Autostrada del Sole hatten sie einen solchen Rückenwind, dass es einem die Ohrmuscheln aufstellte. Ihr Sohn hatte sich totgelacht, als sich der Sonnenschirm löste und wie eine Rakete über die Windschutzscheibe hinausschoss. Der Wind hatte ihn geöffnet, blähte ihn nun und trieb ihn wie einen blau-weiß gestreiften Heißluftballon dem Junihimmel entgegen. Die ganze folgende Woche hatte Giovanni morgens gespannt die Zeitung auf-

geschlagen, um vielleicht auf die Meldung zu stoßen, dass jemand von einer vom Himmel herabschießenden Sonnenschirmstange aufgespießt worden war.

Jetzt dachte er gerührt an ihr Gepäck, an die Koffer, in denen die Hemdchen ihres Sohnes mit seinen Hemden und Annas Sommerkleidern zusammenliegen und sich auf der Fahrt würden Gesellschaft leisten können.

Er warf die Klappe zu, sperrte die Taschen der Ferienkinder mit all den winzigen kurzen Hosen und Pullis, die auf der Fahrt nur von fünf Kisten Weihwasser begleitet würden, im Bauch des Fahrzeugs ein.

»Meiner ist noch nicht drin!« Das Mädchen, das da mit fester Stimme gerufen hatte, schleppte mit dünnen Ärmchen einen mächtigen braunen Lederkoffer herbei.

Giovanni zog noch mal die Klappe auf und streckte die Hand aus, um ihr den Koffer abzunehmen. Das Mädchen war schneller.

»Das kann ich allein«, antwortete sie und umfasste mit beiden Händen den Griff. Von der Anstrengung wurden ihre Finger ganz weiß, sodass die Dreckränder unter ihren Fingernägeln noch dunkler aussahen. Sich weit zurücklehnend hob sie den Koffer an und wuchtete ihn in die Lücke, die Giovanni ihr durch das Verschieben eines Micky-Maus-Rucksacks freigeräumt hatte. Hätte sie den Koffer auch nur einen Millimeter höher anheben müssen, so wäre sie wohl gescheitert.

Auf der Fahrt hatte Giovanni das kleine Mädchen, das sich ganz hinten einen Platz gesucht hatte, immer noch im Kopf. Er sah sie im Rückspiegel, in der Mitte der letzten Bank, die Beine übereinander geschlagen wie eine Inderin, den Blick starr geradeaus gerichtet, der wie ein Geschoss den Gang durchlief. Starr geradeaus bis zum Rechteck seines Rückspiegels und dann durch die Gläser der Enrico-Coveri-Sonnenbrille, die er sofort nach dem Anlassen des Motors aufgesetzt

hatte, starr geradeaus wie ihr Sonnenschirm letzten Sommer, ein Blick wie ein Pfeil, der Giovannis großes weiches Herz durchbohrte.

Weil sie die Einzige war, die nicht geweint hatte. Das war es.

Cica ging nie ins Meer, auch jetzt blieb sie einen Meter hinter diesem schäumenden Wellenstreifen zurück.

Sie hatte Angst vorm Wasser.

Dabei war Angst eigentlich nicht das richtige Wort: Angst hatte sie zum Beispiel, wie viele andere auch, vor der Dunkelheit. Deshalb ließen die jungen Helferinnen auch Licht im Flur brennen, und wenn sich die Augen daran gewöhnt hatten, konnte man die Umrisse der Dinge schon ein wenig erkennen. Einmal hatte jemand abends das Licht ausgemacht, und als sie dann mitten in der Nacht aufgewacht war, schlug ihr das Herz bis zum Hals, aber geschrien hatte sie nicht. Ganz still war sie unter der Bettdecke liegen geblieben und hatte gewartet, dass ein anderes Kind aufwachte und losheulte, stellvertretend, für sie und all die anderen. Die Nonne musste aufstehen und Licht im Flur machen, und Cica konnte aufatmen und endlich wieder einschlafen. Das war Angst: etwas Furchtbares, das sich jedoch überwinden ließ.

Mit dem Wasser war es etwas anderes.

Wenn der Sand nicht mehr so glühte und man wieder, ohne hektisch herumzuhüpfen, darüberlaufen konnte, und auch keine Löcher mehr gebuddelt wurden, um die Füße ein wenig zu kühlen, wenn die Mütter vom Strandbad nebenan langsam damit begannen, ihre Kinder herbeizurufen und ihnen die Hemdchen überzuziehen, dann fing Cica an zu zittern. Denn der Strandtag ging zu Ende, und es wurde Abend.

Und abends wurden sie alle gewaschen. Die Duschen waren nur eine Reihe von Eisenstangen, die, ein, zwei Meter voneinander entfernt, auf einer Betonfläche aufragten. Drei

Helferinnen nahmen Aufstellung, um diese Arbeit zu erledigen. Eine Art Hygienefließband: Die erste stellte die Kinder unter den Duschstrahl, die zweite seifte sie ein, die dritte spülte Sand und Shampoo ab.

Cica konnte das nicht. Sie schaffte es nicht, sich unter den Wasserstrahl zu stellen.

Beim ersten Mal, ganz hinten in der Reihe, hatte sie noch gedacht, dass sie es vielleicht überstehen würde. Doch wie die Schlange der von Sand und Sonne braunen Kinder vor ihr kürzer und kürzer wurde und unaufhaltsam weiter vorrückte, während ihr das Brausen des Wasserstrahls bald mit einem so lauten Brüllen durch die Ohren hallte, dass sie sogar zu atmen vergaß, überkam sie Panik. Als sei das Geräusch bereits das Wasser und dringe ihr in Kehle und Lunge ein und schnüre ihr die Luft ab. Sie wollte schreien, aber selbst das ging nicht mehr wie in diesen Träumen, wenn man verfolgt wurde.

Neben den Duschen stand das Klohäuschen. Drei Stehklosetts voll mit Sand- und Kotkrusten. Instinktiv war sie dorthin geflohen, die paar Meter hinübergerannt.

Gesehen hatte sie niemand: die Kinder nicht, die alle mit sich selbst beschäftigt waren, denn das Duschen mochte niemand, weil einem der Schaum in den Augen brannte, während man aufs Abspülen wartete, und die Helferinnen auch nicht, die genug damit zu tun hatten, die kleinen, wie Fische glitschigen Körper festzuhalten und zu schrubben.

Keuchend hatte sich Cica von innen gegen die Tür zurückgelehnt. Während sich ihr Atem langsam beruhigte, schaute sie zu, wie eine Schnecke langsam die Kabinenwand hinaufkroch. Wie war die in das Klo gekommen? Sie konnte doch unmöglich über diese ganze weite Sandfläche, die das Häuschen umgab, gewandert sein? Für die Schnecke wäre das so, als wäre Cica von zu Hause zu Fuß bis nach Apulien gelaufen,

wo ihre Großmutter wohnte. Zudem hätte der Sand sie, feucht und klebrig wie sie war, wie ein Kotelett paniert. Nein, ausgeschlossen. Cica kam zu dem Schluss, dass die Schnecke in dem Klo zu Hause sein musste. Die Schneckenmutter hatte hier ein Ei gelegt, aus dem sie geschlüpft war mit ihrem weißen Schneckenhaus, das wie ein Kieselstein aussah. Ja, so würde sie die Schnecke auch nennen: Pietra, Stein. Und morgen würde sie Pietra etwas zu essen mitbringen, am besten ein Salatblatt vom Mittagstisch. Unterdessen kroch die Schnecke weiter die Wand hinauf, machte ab und zu halt, streckte ein Hörnchen aus, vergewisserte sich, dass die Bahn frei war, zog es zurück, kroch weiter hinauf.

Cica streckte einen Finger zu ihr aus, und sofort zuckte die Schnecke zusammen und zog sich unter ihre Schale zurück. Diese Schale war ihre Wohnung. Das hieß, für sie war dieses Klo von der Größe her so etwas Ähnliches wie die Stadt, in der sie selbst wohnte. Wie Novara.

»Ich verstehe dich«, sagte sie zu ihr, »mir würde das auch nicht passen, wenn mir jemand den Finger ins Auge steckt.«

Mittlerweile hatte sich Cicas Atem ganz beruhigt. Sie merkte es daran, dass sie den Geruch wahrnahm, der aus dem Loch in dem Stehklo aufstieg, den Geruch von Kot, aber auch von Algen, die, so nah am Meer, wirklich überall wuchsen und sogar in dem Abfluss unten zu sehen waren.

Sie musste zurück, sonst merkten sie noch, dass sie fehlte. Doch es würde auffallen, dass ihre Haare trocken und noch nicht ausgewaschen worden waren, und dann war sie dran. Da kam ihr die Idee.

Sie hockte sich auf die Trittleiste aus gesprungenem Email, aber mit dem Gesicht nach vorn. Über die Fläche, die sich zum Abfluss hin neigte, verlief eine Sandspur und daneben die Spur von etwas anderem. Cica hielt sich nicht damit auf zu ergründen, was das war. Sie wusste es ja. Und außerdem

hatte ein wenig Scheiße noch niemanden umgebracht. Sie steckte eine Hand in den Abfluss und schöpfte ein wenig von dem trüben Wasser, führte die Hand zum Kopf und ließ es über eine Haarsträhne rinnen. Die Schnecke hatte jetzt beide Hörnchen ausgestreckt, die leicht zitterten, so als wiege sie den Kopf.

»Was hast du denn?«

Dann schaute sie in die Richtung, in die der Schneckenblick ging, richtete sich auf und nahm die Kette in die Hand, die ohne Griff im Leeren baumelte. Ein Rauschen, und schäumend wie eine Meereswelle füllte sich das Klobecken mit Wasser. Erschrocken sprang Cica zurück, doch noch zweimal wiederholte sie den Vorgang und wartete dann, den Rücken an die Wand gepresst, wie nach dem Ziehen die Schüssel volllief: Das Wasser nahm einen exakt gezeichneten Weg, schwappte nicht über den Rand und lief auch nicht über, als das Becken voll war. Es war gezähmt, an die Leine gelegt, genauer an dieses Kettchen, an dem Cica zog, und konnte nicht machen, was es wollte, wie das Wasser in der Dusche oder im Meer. Immer mutiger, zog Cica zum dritten Mal. Sie schlüpfte aus dem Badeanzug, tauchte ihn ins Wasser und drückte ihn dann sanft auf Armen und Beinen aus, sogar auf dem Kopf, wobei sie gut aufpasste, dass ihr kein Wasser in die Augen kam. Doch als sie spürte, dass ein wenig davon ungehindert über ihren Körper zu laufen begann, stockte ihr sofort wieder der Atem. Auch die Schnecke hatte sich verkrochen, weil ein Spritzer ihr Haus getroffen hatte.

So, fertig, das musste reichen. Gut wäre jetzt ein trockenes Stück Stoff gewesen, mit dem sie den Tropfen vom Schneckenhaus hätte tupfen können. Sie versuchte es mit einem Finger, aber der Schneckenrücken blieb nass. Draußen war die Sonne noch nicht untergegangen, ihre letzten Strahlen fielen bis zu ihr in die Kabine hinein in einem breiten Streifen, weil die

Klotür nicht bis zur Decke reichte. Schief hing sie in den Angeln, und oben war ein Stück abgesägt, damit einen der Mief nicht umbrachte. Vielleicht sollte sie die Schnecke nehmen und zum Trocknen in den Sonnenstreifen dort oben auf den Kacheln setzen?

Sie stellte sich vor die Wand und reckte den Arm in die Höhe, aber von der Spitze ihres Mittelfingers bis zu dem Licht fehlten noch ein paar Zentimeter.

Du wirst es schon alleine schaffen, Pietra, dachte sie und öffnete lautlos die Tür.

Da trat gleichzeitig ein Mädchen aus der Nebenkabine mit einem kleinen Jungen, ihrem Brüderchen, an der Hand. Sie hieß Andrea, ein Name, den Cica nur als Jungennamen kannte. Doch sie war wirklich ein Mädchen, ihre Mutter stammte aus Amerika. Ihr Brüderchen hieß Colin und hing ihr immer auf der Pelle. Deswegen hatte er hier auch den Spitznamen Colla, Leim, bekommen. Er war schuld, dass Andrea bei jedem Spiel verlor, besonders beim Verstecken, weil er den Kopf raussteckte und sich umschaute und laut brabbelte oder sich an ihr Hosenbein klammerte, wenn sie schnell im Versteck verschwinden wollte. Offenbar waren die beiden schon unter der Dusche gewesen, denn ihre Körper rochen nach Seife, und von Andreas Haarspitzen tropfte Wasser, sodass sich vor ihr ein dunkler Fleck im Sand bildete.

»Ich hab dich gar nicht beim Duschen gesehen«, sagte Andrea zu ihr.

»Dann hast du eben nicht richtig hingeschaut«, antwortete Cica.

»Schon gut, komm, Colin.« Sie entfernten sich, nach wenigen Metern drehte sich Andrea noch einmal zu Cica um. »Du hast deinen Badeanzug verkehrt herum an«, sagte sie.

»Du hast deinen Badeanzug verkehrt herum an«, plapperte Colla ihr nach.

»Den zieh ich an, wie es mir passt.« Cica hatte die Fäuste in die Hüften gestemmt und blähte beim Atmen ihren Brustkorb – als sei sie bereit, sich wegen ihres Badeanzugs auf eine Rauferei einzulassen.

»In Ordnung.« Andrea stand nur da und schaute Cica an, oder genauer, sie ließ sich anschauen, denn deren Blick war so stechend, als wären ihre Augen Igelstachel. Aber gut, Andrea hatte ja »in Ordnung« gesagt.

Und so kehrten sie zu dritt, die beiden Geschwister ein wenig voraus, sie dahinter, durch den Sand schlurfend zu den anderen zurück, die lärmend und frisch gewaschen bei den Duschen standen.

Cica konnte jetzt freier atmen, lief die letzten Schritte erleichtert, fast fröhlich: Vor Wasser hatte sie nicht nur Angst.

Wasser war der Tod für sie.

»Hurensohn«, hatte sie gebrüllt, so laut sie konnte, sodass alle es hörten. Und dann hatte sie sich auf ihn gestürzt, so schnell und mit so viel Schwung, dass er zu Boden ging, obwohl er einen halben Kopf größer und doppelt so breit war wie sie.

Zwei kräftige Klauen packten sie jetzt an der Schulter und zerrten an ihr, um sie von diesem anderen Körper zu lösen. Es war die Nonne. Sie befahl ihr loszulassen, doch Cica ließ nicht los. Den Kopf gereckt und den Mund weit aufgerissen wie ein Hund sein Maul, bleckte sie die Zähne, um etwas zu zerbeißen, egal was. Und da es der Nonne nun gelungen war, sie zurückzuhalten, wandte sie den Kopf und biss ihr in die Hand. Das wollte ich gar nicht, würde sie später denken. Sie war nur so wütend. Außerdem schmeckte die Hand der Nonne unangenehm salzig, weil die anderen schon in einer Reihe für die Verteilung der Magnesiumtabletten anstanden. Das hatte Cica wirklich nicht mit Absicht getan. Während sie

nun wieder zu sich kam und unter dem Zerren und Ziehen der Nonne ihr Zorn verflog, musste sie plötzlich lachen: Sie hatte dieser Ordensschwester tatsächlich in die Hand gebissen.

»Du Teufelsköter«, schrie die Nonne außer sich vor Zorn. »Du Höllenmaul!«

Ein Junge, den sie alle Ciccio, Dickerchen, nannten, stand auf und heulte wie ein kleines Kind, obwohl er mit seinen neun Jahren zu den Ältesten hier zählte. Eine Helferin drückte ihn an sich, streichelte ihm über den Kopf und trocknete seine Tränen. Was hast du ihr denn getan, fragte sie. Nichts, sagte Ciccio noch einmal. Gar nichts habe ich ihr getan.

Hurensohn, dachte Cica wieder, als die Nonne sie vom Strand wegschleifte und die Treppe des Ferienheims hinaufschleppte, bis hinter das Betttuch, das wie eine Stoffwand von der Decke hing und den Schlafsaal von dem heiligen Bezirk ihres Bettes trennte, zu dem niemand Zutritt hatte.

»Weißt du, was das bedeutet, was du da gerufen hast? Weißt du das?«, fragte die Nonne, die unter dem Bett suchte und schließlich ein Stück Marseiller Seife hervorholte.

»Ja, das weiß ich«, log sie. Cica wusste nur, dass es etwas sehr Schlimmes, etwas Entsetzliches war, so etwas wie: Du bist Dreck für mich.

In der Ecke zwischen Nachttisch und Schrank war ein Waschbecken angebracht. Cica sah es jetzt zum ersten Mal. Sie wich zurück.

»So, jetzt werden wir diesen dreckigen Mund mal richtig sauber waschen«, erklärte die Nonne, packte Cica im Genick und zerrte sie vor das Becken. Die strampelte, zappelte und trat aus, aber es nützte nichts – sie blieb nur, während sie sich wehrte, mit der Ferse im Riss einer zersprungenen Fliese hängen und schnitt sich, doch den Schmerz spürte sie nicht.

So furchtbar, wie die Seife schmeckte, konnten die Worte,

die sie gesagt hatte, gar nicht gewesen sein. Das schaumige Wasser rann ihr die Kehle hinunter, sie glaubte zu ersticken, hustete und spuckte.

Dann war es vorbei. Keuchend standen beide da nach dem heftigen Kampf. Die Nonne lockerte den Griff, und Cica fiel auf die Knie.

»Was hat er dir denn angetan, dass du so etwas zu ihm sagst? Warum hast du das gemacht«, fragte die Nonne erst jetzt, während sie sich die verletzte Hand unter dem noch laufenden Wasser abspülte. Ein wenig bereits geronnenes Blut löste sich von dem kleinen perfekten Halbrund der Bissspuren.

»Weil …« Cica hob den Kopf, und als sie die Nonne anschaute, lag in ihrem Blick etwas Wildes, Hartes. »Weil er ein Hurensohn ist.«

Die Ordensschwester versteifte sich, schnappte nach Luft, bückte sich dann und holte unter dem Bett eine Rolle Paketklebeband hervor

Von dort, wo sie lag, konnte Cica das Bett der Nonne am Ende des Schlafsaals jenseits des Betttuchs sehen. Durch das Fenster mit den weit geöffneten Läden schien die Nachmittagssonne herein, sodass das Betttuch durchsichtig geworden war und das Mädchen erkennen konnte, was sich dahinter befand: das schmale Bett, den Nachttisch mit der Bibel darauf und den Schrank. Auf dem Schrank lag der Koffer der Nonne, und unter dem Bett waren ihre geheimsten Dinge verborgen.

Das wäre jetzt genau der richtige Zeitpunkt: Die anderen Kinder, die Helferinnen und die Nonne waren draußen am Strand. Ihr Lärmen drang durchs Fenster herein, es klang nach Hitze, Planschen und Strandspielen.

Sie konnte praktisch sehen, was draußen los war: den Sand, der bis unters Sonnendach glühte, dann den Schatten, der ihn

ein wenig abkühlte, und dann wieder ein glühendes Stück bis zur Wasserlinie. Genau einen Meter davor machte ihr Auge halt, und wie im Film öffnete sich ihr Blick zu einer reglosen Totalen: vom Meer, das fast vollkommen flach war, den schaumigen Wellen, den Körpern ihrer Kameraden, die die Wasserlinie durchbrachen. Und mittendrin die Nonne, bis zu den Oberschenkeln im Wasser, die sich immer wieder die Arme nass machte und aufpasste, dass niemand ertrank und alle in ihrer Nähe blieben.

Cicas Blick hatte dort haltgemacht, wo auch sie immer haltmachte. Denn weiter ging es nicht.

Dahinter lag das Meer.

Ihr Blick folgte jetzt dem breiten Strich aus grüner Farbe, der die Wände des Schlafsaals der Länge nach durchlief wie eine gerade Fährte, ein Band, das sich bis hinter das durchsichtige Betttuch zog.

Unter dem Bett bewahrte die Schwester ihr Wunderwasser auf. Den Kindern hatte sie erzählt, Wissenschaftler hätten etwas davon in eine Wanne mit toten Fischen gegeben, die mit dem Bauch nach oben leblos an der Oberfläche trieben, und das Wunderwasser habe sie wieder zum Leben erweckt: Zunächst hätten die Fische eine Flosse bewegt, dann auch die anderen, und bald seien sie wieder munter hin und her geschossen, aus dem Wasser gesprungen, um Pirouetten zu drehen wie die Delfine im Freizeitpark Gardaland. Deswegen kippte die Nonne das magische Wasser aus den Flaschen ins Meer: weil es Wunder wirkte und die Algen vertrieb, die das Meer zur Strecke brachten.

Cica hatte die anderen gefragt, ob es stimmte und das Wasser aus Lourdes tatsächlich Wunder bewirken konnte. Ja, vielleicht ein wenig, erhielt sie zur Antwort. Wo sie es ausschütte, breite sich immerhin ein Kreis aus. Allerdings sei das Meer eben sehr groß und voller Tiere, da werde das Wunder-

wasser sicher nicht für alle ausreichen. Über kurz oder lang würde die Nonne das ganze Wunderwasser für diese blöden Fische aufgebraucht haben. Das hieß, sie musste sich unbedingt eine Flasche davon besorgen, bevor es zu spät war.

Nur konnte sie sich nicht bewegen. Die Nonne hatte sie mit dem braunen Paketklebeband an Händen und Füßen gefesselt und ihr sogar einen Streifen über den Mund geklebt. An Klebeband war noch niemand gestorben, und so stramm saß es ja gar nicht, doch es klebte auf der Haut, und wenn sie daran zerrte, wurde es fest wie ein Seil. Cica kam sich wie MacGyver vor – in der Folge, als dieser entführt worden war. Dem findigen Geheimagenten der Phoenix Foundation war es allerdings gelungen, ein Schweizer Messer in seiner Tasche zu verstecken, es mit verschnürten Händen hervorzuholen und damit seine Fesseln aufzuschneiden. Ein Taschenmesser hatte sie nicht, aber vielleicht würde es auch mit einem Haarkamm gehen. Es war wirklich zum Verzweifeln, weil der Moment so günstig war, sich eine Flasche Wunderwasser zu besorgen, und sie kam einfach nicht heran. Sie meinte sogar, eine der Plastikflaschen höhnisch glitzern zu sehen.

Nein, was da tatsächlich glitzerte, waren ihre Augen. Eine Träne löste sich und kullerte auf ihre Wange, verlangsamte sich dort und wurde rasch wieder schneller auf der wasserundurchlässigen Rutschbahn des Klebebands über ihrem Mund. Als sie merkte, dass sie weinte, weinte sie sogleich noch heftiger. Es war wie mit der Dusche oder dem Meer: Auch dieses Wasser hier bekam man nicht in den Griff, und so brachte es einen um. Die Tränen liefen, und sie weinte wegen des Wunderwassers, an das sie nicht herankam, und wegen Pietra, die nie mehr Salat essen würde.

Cica war eine Meisterin im Murmelspielen und gewann fast immer, ohne zu schummeln. In Söckchen, die sie hier

ohnehin niemals anzog, bewahrte sie jene Glaskugeln auf, mit denen sie gewonnen hatte: Sie besaß bereits mehr als sechzig, in allen Farben des Regenbogens. Ihre Lieblingsmurmel hatte innen eine goldene Maserung, die wie der Schweif eines Sterns aussah. Mit der spielte sie am liebsten und machte fast immer fette Beute.

Wenn sie ihre Klickerbahn im Sand zogen, setzten sie Colla mit seinem schmalen Hintern als Traktor ein. Sie packten ihn an den Beinen und spurten eine Rinne durch den trockenen Sand, füllten diese dann mit nassem Sand, der mit den flachen Händen festgeklopft wurde. Manchmal wurden Stöckchen oder Muscheln als Hindernisse eingebaut, um den Schwierigkeitsgrad zu erhöhen.

Cica hatte schmale Finger und schmutzige Fingernägel, aber sie schnippte, als besäße sie anstelle ihrer Hand eine Schleuder. Deswegen genoss sie auch Respekt bei den anderen Kindern, obwohl sie sich abseits hielt und nicht sehr beliebt war. Die meisten fanden es gut, dass sie auf Ciccio losgegangen war, der beim Murmelspielen nach eigenen Regeln gewann und die Kleinsten zum Flennen brachte.

»Du hattest recht«, sagte Andrea zu ihr. Sie hockte neben Cica im Sand, wo sie ein Loch für eine Falle aushoben, und fuhr fort, ohne aufzublicken, wie bei einer Verschwörung chinesischer Arbeiter. »Ich hab auch gesehen, wie er die Schnecke getötet hat.«

Ciccio hatte Pietra umgebracht, und deswegen hasste sie ihn und hatte seinetwegen vorgestern diese Strafe aufgebrummt bekommen.

Mit eigenen Augen hatte sie gesehen, wie er Pietra, die nur noch Schale war, weil sie sich ins Haus verkrochen und ihren glitschigen Körper versteckt hatte, von der Klowand löste. Sofort war Cica zu ihm gerannt.

»Was machst du denn mit der Schnecke?«, fragte sie ihn,

obwohl sie da schon ahnte, dass es nur etwas Gemeines sein konnte.

»Das, wozu ich Lust habe mit dem ekligen Vieh«, gab der Dicke zur Antwort.

»Komm, lass sie runter, sie hat dir nichts getan.« Cica wollte es zunächst im Guten versuchen, vielleicht konnte sie ihn überzeugen.

»Doch, die tut mir was. Die ekelt mich an.« Und damit streckte der Bastard den Arm aus.

»Du kannst ja auf ein anderes Klo gehen. Hier sind drei.« Cica sah die Schnecke über dem Abfluss des Stehklos schweben. »Gib sie mir einfach, dann setz ich sie irgendwohin, wo sie niemanden stört.«

»Nein.« Ciccio hockte sich hin und schaute sie von unten an mit seinem runden, fetten Gesicht. Er war wirklich ein Drecksack.

»Warum denn nicht? Pass auf, wir machen einen Tausch: Ich geb dir von meinen Murmeln ab …«, das mit den Murmeln war eine spontaner Geistesblitz, »und dafür bekomme ich die Schnecke.«

»Ich will sie alle.« Und während er das sagte, verzog sich sein Gesicht zu jenem dreckigen Lächeln, das sie schon öfter an ihm gesehen hatte.

»In Ordnung.« Da musste Cica nicht lange überlegen, in drei Tagen würde sie sie wieder zurückgewonnen haben.

Unterdessen hatte Pietra zu schäumen begonnen, sie streckte einen Fühler aus, der wie eine Hand wirkte, die einen Halt im Leeren suchte. Konnten Schnecken schwimmen?

Natürlich, dieser Klickerbeutel hätte Ciccio schon gereizt. Aber es war stärker als er. Vor allem gefiel es ihm, zu beobachten, wie sich dieses seltsame Mädchen, dem sonst alles egal zu sein schien, plötzlich aufregte. Die Schnecke in seiner Hand wand sich. Er hätte sich ja gerne auf den Handel eingelassen,

doch er konnte nicht. Sein Lächeln ging wie ein Riss durch sein Gesicht, zeigte einen Schlund aus Zähnen. Cica sah, wie Ciccio die Hand öffnete.

»Ich hab gesagt, du kriegst alle Klicker«, schrie sie. »Gib mir die Schnecke!«

Zu spät. Wie ein Geschoss flog Pietra in das Becken, prallte am Email ab, verfehlte das Abflussloch und kullerte über die schlammigen Kacheln neben dem Stehklo.

Schon war Ciccio bei ihr und sprang mit beiden Füßen drauf. Man hörte ein Eierschalenknirschen, sah ein letztes Zucken von weicher Materie, die sich unter der Sohle eines Badeschlappens wand.

»Hurensohn!« Cica stürzte sich auf ihn, und ihr Herz war so voller Wut und so schwer, dass sie ihn zu Boden warf. Und sie schlug zu, voller Verzweiflung wegen Pietra, die sterben musste, und wegen all der anderen Dinge, die so furchtbar ungerecht waren.

»Wir könnten es ihm heimzahlen«, flüsterte Andrea ihr zu, während sie mit der flachen Hand den weichen Sand aufpeitschte.

»Heimzahlen«, plapperte Colla nach und streichelte den Sand.

Cica war überrascht und fragte sie, was sie denn damit zu tun habe.

»Ciccio ist ein Böser. Ich bin bei den Guten.« Andrea überlegte einen Moment. »Weißt du, meine Mutter fährt zu diesen Märschen, damit keine Füchse mehr getötet werden. Manchmal nimmt sie mich mit. Da sind so viele Leute, und alle marschieren nur für Füchse oder Robben. Und das, obwohl wir überhaupt keine Füchse oder Robben zu Hause haben. Macht deine Mutter das auch?«

»Was?« Auf diese Frage war Cica nicht vorbereitet.

»Marschieren.« Mit zwei Fingern deutete Andrea jemanden an, der ein paar Schritte machte.

»Nein, meine Mutter geht nirgendwohin.« Lange schaute Cica Andrea schweigend an. Dann stand sie auf, um bei den Sonnendachstangen ein wenig feuchten Sand zu holen.

Das Püree war ein grauer Brei, der auch grau schmeckte. Die Helferinnen bedienten die Kinder aus großen Töpfen. ›Pfloff‹ machte es, wenn sich der volle Schöpflöffel auf die Teller leerte, die wie aus Keramik aussahen, aber aus Hartplastik waren. Im ganzen Speisesaal waren diese Pfloffs zu hören, als würden große Tauben das unausgesetzte Lärmen, Lachen und Weinen im Saal überfliegen und Kothäufchen ablassen. Das ging Cica durch den Kopf, außer dem Gedanken, wie sie an eine Flasche Wunderwasser von der Nonne herankommen könnte.

Seit zwei Wochen war sie jetzt im Ferienlager und hatte es bisher immer geschafft, das meiste von dem Essen, das sie ihr hier auf den Teller klatschten, in eine Papierserviette zu spucken. Die knüllte sie zusammen und steckte sie ein, um sie später auf der Toilette hinunterzuspülen. Dabei hatte sie einen tierischen Hunger. Bevor sie abends zum Spaziergang aufbrachen, gab die Nonne an alle ein Taschengeld aus, unterschiedlich hoch, je nachdem, wie viel die Eltern ihnen für die Ferien mitgegeben hatten. Cica nutzte ihre abendlichen tausend Lire, um sich mit Lakritzschnecken und Schokoriegeln vollzustopfen. Und mit der Marmelade aus den Döschen, die sie beim Frühstück einsteckte.

Anders als Cica musste eins der Kinder einmal so blöd gewesen sein, das Essen einfach unter den Tisch fallen zu lassen. Denn als die Nonne abends nachschaute, fand sie halbe Thunfischfilets, die nach Füßen stanken und allzu sehr nach Katzenfutter aussahen. Eine Strafe gab es für alle, und das

Kino wurde gestrichen. Denn tatsächlich durften die Kinder aus dem Ferienheim ab und zu ins Kino, in die Nachmittagsvorstellung.

Und jetzt gab es Püree, was schlecht war. Denn es weichte und löste die Serviette auf. Cica dachte angestrengt nach, wie sie das Essen loswerden konnte, ohne sich die Tasche zu verschmieren.

»Ich hab da eine Idee.« Andrea saß neben ihr, was Cica erst jetzt bemerkte. Meistens war sie so sehr mit ihren Ideen und Vorstellungen beschäftigt, dass sie nicht darauf achtete, wer neben ihr saß.

»Was denn für eine Idee?«, fragte sie zurück, während sie mit der Gabel in der weichen Masse herumstocherte.

»Wie wir die Schnecke rächen können.« Andrea zwinkerte ihr zu, und als ihre Augen wieder ganz offen waren, funkelten sie, als sei ein Stern aufgegangen, golden wie Cicas Lieblingsmurmel. »Lass uns nachher auf der Piazza darüber reden.«

Jeden Abend marschierte die ganze Gruppe in einer langen Reihe von dem kasernenartigen Ferienheim zur zentralen Piazza von Misano. Bei einer Eisdiele in einer Gasse kurz davor machten sie halt, damit sich, wer wollte, dort ein Eis oder Süßigkeiten kaufen konnte. Immer noch in Zweierreihen gelangten sie dann auf die Piazza, wobei die Nonne für ein gefahrloses Überqueren der Fahrbahnen sorgte, indem sie sich mit ausgebreiteten Armen wie ein Schutzmann vor den heranbrausenden Wagen aufbaute.

Schließlich blies sie in die Pfeife, die sie wie ihr Kreuz an einem Kettchen um den Hals trug. Die Reihen lösten sich, und wie ein Schwarm Heuschrecken in kurzen Hosen schwärmten die Kinder zu der breiten Freitreppe aus und ließen sich dort nieder. Manche stellten sich auch vor die Telefonzelle in die Schlange, um zu Hause bei Papa und Mama anzurufen

und sich ein wenig am Telefon auszuheulen, während die anderen hinter ihnen warteten und sich beschwerten, sie sollten sich doch bitte schön mit dem Ausheulen beeilen. Sie seien auch mal dran.

Die jungen Helferinnen setzten sich auf eine Bank, schauten herum, schleckten Eis und ließen sich gelegentlich auf ein paar Worte mit den jungen Burschen ein, die hier in Ferien waren, wobei sie höllisch aufpassen mussten, dass die Nonne, die für so was tausend Augen zu haben schien, dies nicht mitbekam. Oder sie unterhielten sich über ihre Arbeit und den Sommer im nächsten Jahr, den sie nie und nimmer wieder bei dieser verrückten Nonne verbringen würden, die sich aufführte, als leite sie ein Erziehungsheim in den Fünfzigerjahren.

»Andrea …«, die Stimme klang unsicher, »ich bin hier.«

Andrea blickte sich um. Der Platz kam ihr wie eine Aufgabe in der *Rätselwoche* vor, bei der man versteckte Gegenstände in einem vollgestopften Raum finden sollte: Kinder, Kinderwagen, Mülleimer, Eistüten, wieder Kinder, Fahrräder, Oleanderbüsche. Dann entdeckte sie Cica ganz oben auf der Freitreppe. Es war das erste Mal, dass Cica sie von sich aus ansprach. Die Knie zur Brust angezogen, hockte sie reglos da, während sich nur ihre Backen rhythmisch blähten, weil sie Stück für Stück die Lakritzschnecke aufsaugte, die ihr wie eine Chamäleonzunge aus dem Mund hing.

Mit Colla seitlich auf dem Arm, stieg Andrea keuchend die Stufen zu ihr hinauf.

»Willst du?« Cica hielt ihr die schon angekaute und eine Handbreit abgerollte Lakritzschnecke hin. Andrea riss sich ein Stück ab und teilte es für sich und Colla. Schweigend saßen sie da, kauten und ließen ihre Zungen schwarz werden.

»Willst du nicht zu Hause anrufen?« Wieder war es Cica, die nach einer Weile das Wort ergriff.

»Nein, da ist nur die Putzfrau. Meine Mutter ist nach Paris gefahren, da marschiert sie wieder für die Tiere, und mein Vater ist immer im Büro«, erklärte Andrea. »Sie haben lange gestritten, bevor sie uns hierherschickten. Mein Vater wollte nämlich, dass wir nach London fahren in eine Sprachschule für Kinder, damit wir Englisch lernen. Das Ferienheim hier wäre nur was für arme Leute, hat er gesagt. Aber meine Mutter will, dass wir mit Armen aufwachsen, dann würden wir verstehen, wie es auf der Welt zugeht, und ganz normal groß werden. Bist du arm?«

»Die Armen sind doch schwarz. Wie die Kinder in Afrika, die nichts zu essen haben. Ich hab zu essen.« Cica hielt das für eine ziemlich klare Sache. Trotzdem hatte sie begriffen, dass Andrea in einer anderen Welt lebte, wo Mütter für Füchse durch die Straßen marschierten. »Und schwarz bin ich auch nicht.«

»Du meinst, meine Mutter wollte uns sogar nach Afrika schicken?«, überlegte Andrea, während sie Colla, der in ihrem Arm eingeschlafen war, gedankenverloren über den Kopf streichelte. »Wundern würde es mich nicht. Meine Mutter sagt ja, dass man alles ausprobieren muss. Letztes Jahr waren wir in China, da hab ich Würmer gegessen, dick wie Cremerollen. Und das Zeug innen ist gelb und schmeckt sogar nach Creme.«

»Sag bloß, du hast die Schnecke im Klo essen wollen?« Cica machte ein angewidertes Gesicht, obwohl sie wusste, dass es Quatsch war. Alle beide lachten, und Colla hob eine Augenbraue, weil sein Schlafplatz ruckelte, und ließ sie dann schlaff wieder hinuntersinken.

»Was ist das eigentlich für eine Idee?« Cica kam jetzt wieder die zerquetschte Pietra in den Sinn. Aus den Augenwinkeln hatte sie die Schnecke noch betrachtet, während die Nonne sie schon wegzerrte. Wie Auswurf beim Niesen sah sie aus, mit zerbröckelter Schale drin.

»Pass auf, wenn am Nachmittag alle rausmüssen und unten am Wasser sind, schleichen wir uns aufs Zimmer zurück und klauen der Nonne irgendwas.« Andrea hatte wieder ihre Stimme verschwörerisch gesenkt, und Cica spitzte die Ohren, denn bereits der Vorschlag an sich, der Nonne irgendwas zu klauen, hörte sich interessant für sie an. Vor allem jedoch dachte sie an das Wunderwasser.

»Etwas, das sie jeden Tag braucht. Das verstecken wir in Ciccios Koffer«, erklärte Andrea weiter, »und wenn die Nonne dann merkt, dass ihr etwas fehlt, und unsere Koffer durchsucht, zack, ist die Sache geritzt.«

»Ihre Bürste«, flüsterte Cica.

Diese Bürste war eigentlich ein Weihwasserwedel, mit dem die Nonne abends, nachdem sie die Kinder hatte beten lassen, die Betten und den Schlaf der Schützlinge segnete, die ja im Grunde alle kleine Teufel waren.

»Genau, ihre Bürste!« Dieses Instrument, das auf verblüffende und fatale Weise den Bürsten in den Klos des Ferienheims ähnelte, die nach jahrelangem Gebrauch in den Kloschüsseln mächtig zerzaust aussahen. Und so kam es, dass sich die Kinder, wenn die Nonne mit dem Weihwedel in der Hand vorüberschritt, die Decke bis über den Kopf hochzogen, damit sie von dem Zeug, das da verspritzt wurde, nur ja nichts abbekamen.

»Aber was, wenn sie uns im Schlafsaal erwischen?« Cica hatte weniger vor weiteren Strafen Angst als vielmehr davor, nach einem weiteren Vergehen so streng überwacht zu werden, dass sie sich gar nicht mehr bewegen konnte. Gleichzeitig dachte sie aber, dass dies die ideale Gelegenheit wäre, um sich eine Flasche Wunderwasser zu schnappen.

»Wenn jemand kommt, sage ich einfach, dass ich Colin umziehen muss, weil er sich in die Hose gemacht hat und nicht wollte, dass ich einer Signorina Bescheid sage.« Andrea

hatte eine Weile überlegen müssen, bevor ihr das eingefallen war. »Wichtig ist nur, dass wir nicht gesehen werden, nachdem wir die Bürste geklaut haben. Sonst wissen die abends sofort, dass wir das waren.«

»Und soll Colla mitkommen?« Eigentlich hielt Cica die Ausführung des Plans mit dieser Art Koalabär am Bein für keine so gute Idee.

»Natürlich, er muss sogar mitkommen«, erklärte Andrea sehr überzeugt, »er ist doch unsere Ausrede. Außerdem ist er mein Bruder, den lass ich nicht allein.«

»Wie alt ist er eigentlich?«, fragte Cica.

»Vier. Er ist der Jüngste im ganzen Ferienlager.« So wie Andrea das sagte, schien es für sie ein Grund, stolz zu sein. »Deswegen haben meine Eltern übrigens auch gestritten. Weil er noch so klein ist. Aber schließlich mussten sie sich geschlagen geben.«

»Wem gegenüber?«, fragte Cica, während sie die letzten Lakritzzentimeter hinunterschluckte.

»Colin«, antwortete Andrea, nahm ihn fest in den Arm und schnupperte an seinen Haaren, »er wollte unbedingt bei mir bleiben.«

Wie Katzen waren sie die Treppe hinaufgeschlichen, Andrea mit Colla auf der Hüfte. Sie war es gewohnt, dass er ihr auf der Pelle saß, selbst wenn sie am Strand »Wer hat Angst vorm schwarzen Mann« spielten. Die beiden wirkten wie zusammengewachsen.

Auf Zehenspitzen durchquerten sie den Schlafsaal bis zu dem Betttuch, das den Bezirk der Nonne von den anderen abtrennte.

»Die hat sie bestimmt unter dem Bett versteckt«, flüsterte Andrea, und Cica ging auf die Knie, weil sie, ohne eine Last auf dem Rücken, leichter darunterkriechen konnte. Sie hob einen

Kartondeckel an, fand Handschuhe, eine Packung Magnesiumtabletten und die Rolle Klebeband, mit der sie schon Bekanntschaft gemacht hatte. Cica wühlte weiter.

»Nicht so laut«, flüsterte Andrea.

»Ich bin doch ganz leise«, zischte Cica von unter dem Bett. »Warte, ich hab sie.«

Tatsächlich hielt sie die Bürste vorsichtig am Griff, als könnte diese zum Leben erwachen und selbsttätig anfangen, Wasser herumzuspritzen. Während sie wieder unter dem Bett hervorkrabbelte, stieß sie mit dem Ellbogen eine Plastikflasche um.

»Komm, beeil dich!« Andrea war schon fast auf der Höhe von Ciccios Bett. Sie hatte Colla für einen Moment heruntergehoben und auf der Matratze abgelegt. »Wir müssen sie gut verstecken, am besten ganz unten unter seinen Kleidern oder in einer Innentasche. Sonst holt er noch was aus seinem Koffer, findet die Bürste und schmeißt sie in den Papierkorb. Dann sind wir wieder alle dran.«

»Stecken wir sie hier rein.« Cica zeigte auf den Reißverschluss eines Zwischenfachs.

»Nein, da doch nicht. Wenn wir sie zu gut verstecken, findet die Schwester sie auch nicht.«

Schließlich einigten sie sich auf einen Stoffbeutel für Schuhe, in den Ciccios Mutter allerdings, säuberlich gefaltet, die langen Unterhemden eingepackt hatte. Es war offensichtlich, dass er da nie dranging, denn diese Unterhemden waren das Einzige, was noch nicht durcheinandergeworfen war in diesem Koffer voller zusammengeknüllter Hemden, muffeliger T-Shirts und kurzer Hosen.

»Ich höre Schritte.« Instinktiv packte Andrea das Brüderchen und presste es sich an die Brust.

»Runter!« Cica war neben dem Bett in die Knie gegangen und zog die anderen beiden zu sich hinunter.

Durch den Wald der Bettenbeine sahen sie zwei Füße in weißen Holzschuhen, die sich immer weiter in den Schlafsaal hineinbewegten. Cica und Andrea hielten sich an den Händen und drückten sie so fest, dass sie durch die Finger ihre Herzen schlagen spürten.

Jetzt bewegten sich die Füße langsamer, blieben stehen. Machten kehrt.

Cica hob ein wenig den Kopf, spähte über den Bettrand und sah den Rücken einer der Frauen, die hier sauber machten. Als hätte diese gemerkt, wie sie beobachtet wurde, blieb die Putzfrau stehen und drehte sich um. Schnell duckte Cica sich wieder hinter das Bett. War sie entdeckt worden? Sie wartete mit pochendem Herzen.

Stunden vergingen, so schien es den Kindern, die jedes Zeitgefühl verloren hatten. Sie wagten sich erst aus ihrem Versteck hervor, als sie sich sicher waren, der Putzfrau nicht gleich wieder auf der Treppe zu begegnen. Wie viel Zeit blieb ihnen noch, bis alle zum Essen gerufen wurden?

»Wir müssen weg.« Andreas Stimme war nur ein Hauch, so nah an ihrem Gesicht, dass Cica mehr den Geruch des Atems wahrnahm, als dass sie den Klang der Wörter hörte.

»Geh schon!« Cica gab ihr ein Zeichen. »Ich hab noch was zu erledigen.«

»Was denn?«, fragte Andrea und drehte sich schon halb aufgerichtet, zu ihr um.

»Geh!«, sagte Cica nur, während sie selbst bereits in die andere Richtung huschte, ein weiteres Mal zurück zum Bett der Nonne.

Bevor sie durch die Tür verschwand, sah Andrea gerade noch, dass Cica eine Flasche Wunderwasser in der Hand hielt.

Die Nonne hatte sie alle aufspringen und neben ihrem Bett antreten lassen, während sie selbst im Mittelgang zwischen den beiden Bettreihen auf und ab schritt.

»Einer von euch hat mein Aspergill und eine Flasche Muttergotteswasser gestohlen. Stehlen ist eine schlimme Sünde. Doch geweihte Dinge zu stehlen, die Gott gehören, ist noch mal so schlimm.«

Die meisten Kinder wussten gar nicht, was ein Aspergill war und dass es sich dabei um diese Bürste handelte, mit der sie allabendlich bespritzt wurden. Aber man musste kein Genie sein, um zu verstehen, dass etwas Dramatisches vorgefallen war und die Bestrafung dieses Mal fürchterlich sein würde. So standen sie stocksteif da mit ihren verbrannten, sich schälenden Beinen, die unter den kurzen Schlafanzughosen hervorschauten, und fragten sich, was passieren würde.

»Ich fordere den Dieb auf, einen Schritt vorzutreten und zurückzugeben, was er sich genommen hat.« Hier und dort blieb die Ordensschwester vor einem der Kinder stehen und musterte es mit eiskaltem Blick. Und der- oder diejenige wich zurück, stieß mit der Ferse gegen ein Pritschenbein, betete, dass es vorüber- und sie weitergehen möge. In der Vergangenheit waren die Bestrafungen keinesfalls vorhersehbare Folgen ihres Tuns gewesen, meistens wussten die Kinder nicht genau, was an dem, was sie getan hatten, so furchtbar schlimm gewesen sein sollte. In gewisser Weise war die Nonne wie Gott, in ihrer kleinen Welt konnte sie für Mangel oder Fülle sorgen, für Hagel oder schönes Wetter.

»Also gut«, sagte sie – aber man hörte, dass ganz und gar nichts gut war – nach einem langen, spannungsgeladenen Schweigen, einem Himmel ähnlich, an dem sich ein Unwetter mit Blitz und Donner zusammenbraute. »Nehmt alle eure Koffer und legt sie aufs Bett.«

Und damit begann die Durchsuchung. Jedes Kind zitterte

aus einem anderen, ganz eigenen Grund: wegen einer dreckigen, aus Scham in der Tasche versteckten Unterhose, einem verbotenerweise von zu Hause mitgebrachten Spielzeug, ein paar vom Frühstückstisch entwendeter Marmeladendöschen.

Die Nonne packte aus, wühlte, ging weiter zum nächsten Bett.

Sie richtete sich in ihrem weißen Gewand auf. »Hier haben wir ja den Dieb!« Ihre Stimme war von einer Ruhe, die den Schlafsaal erstarren ließ. In der Hand hielt sie den Weihwasserwedel, reckte ihn wie eine Reliquie oder eine Reitpeitsche in die Höhe. Verblüffung, weil nun endlich klar war, was die Nonne gesucht hatte, und zugleich Erleichterung bei denjenigen, deren Unschuld sich erwiesen hatte, machten sich im Schlafsaal breit.

Bis auf einen.

Wie eine Gipsstatue, fassungslos, verzweifelt, stand Ciccio da. Er, der Größte von allen, versuchte sich so klein wie möglich zu machen.

»Das war ich nicht«, wimmerte er mit fahlen Lippen.

»Du stiehlst nicht nur, du lügst auch noch!« Die Stimme der Nonne war laut und wurde noch lauter, während sie den Arm ausstreckte und mit dem Weihwasserwedel die Luft durchschnitt. »Und wo ist das Wasser?«

»Ich weiß es nicht«, jammerte Ciccio und brach in haltloses Schluchzen aus. »Das war ich nicht.«

»Wer dann?« Die Inquisitorin hatte den Arm auf halbe Höhe sinken lassen und streckte den Finger gegen den Jungen aus, um dann plötzlich herumzufahren und wieder in die Gesichter der anderen zu blicken, die vor Schreck zurückwichen. »Hat jemand von euch ihm geholfen?«

»Hat dir jemand geholfen?«, ging das Verhör wieder bei Ciccio weiter, der in einem fort die gleichen vier Worte jammerte, sie aus Augen und Nase heulte: Das war ich nicht.

»Gut.« Wieder stockte in den vielen schmalen Brustkörben der Atem. »Dann suchen wir also weiter und schauen mal, ob sich das Wasser in einem anderen Koffer findet, ob der Dieb«, und sie zeigte wieder auf Ciccio, der jetzt einen noch lauteren Schluchzer hervorbrachte, »vielleicht einen Komplizen hat.«

Cica hatte die ganze Zeit nur an Pietra gedacht, an ihren zerquetschten Leib auf den Klokacheln, wie süß sie gewesen war mit ihren ausgefahrenen Antennen und dass sie niemandem etwas zuleide getan hatte. Sie dachte an die Schnecke, um sich den Grund für ihren Einfall vor Augen zu halten. Denn eigentlich bedauerte sie Ciccio jetzt. Er war doch nur ein dicker, verzogener Junge. Ein feiger Dummkopf. Aber nach der Ankündigung der Nonne, auch nach dem verschwundenen Wasser suchen zu wollen, wurde die Lage brenzlig. Nicht wegen einer Strafe, sondern eher wegen der Flasche. Jetzt holte die Nonne sie sich zurück, um sie in dieses blöde Meer, auf diese blöden Algen zu kippen.

»Ich war es.« Leise drang die Stimme vom anderen Ende des Schlafsaals her zu ihr, und wie ein Puma fuhr die Nonne herum.

»Ich war es«, sagte die leise Stimme noch einmal.

»Gib sie her!«, befahl die Schwester und war mit einem Sprung bei Andrea.

»Das geht nicht«, antwortete Andrea.

»Warum nicht?« Damit hatte die Heilige Mutter nicht gerechnet.

»Ich hab's getrunken«, erklärte Andrea. Sie hatte sich ganz gerade gemacht, während Colla an ihrer Hüfte den Kopf hinter ihrer Schulter versteckte. »Die Flasche ist leer.«

»Du willst mir doch nicht erzählen, dass du anderthalb Liter Lourdes-Wasser getrunken hast?« Die Schwester wusste, dass es sich nur um eine Lüge handeln konnte, eine Lüge, die

so sinnlos war, dass es ihr in gewisser Weise die Luft aus den Segeln nahm.

»Doch, hab ich«, bestätigte Andrea, während ihre Augen seltsam zu funkeln begannen. »Denn ich bin schlecht und wollte mich von dem Bösen in mir reinigen.«

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Maria Paola Colombo

Die Umkehrung der Liebe
Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 432 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-89667-490-6

Blessing

Erscheinungstermin: April 2013

Ein großer Roman über das zerbrechliche Glück der Kindheit.

Als ihre Mutter Selbstmord in einem Fluss beging, war Cica, wie sie von allen gerufen wird, ein kleines Mädchen. Seit jener Nacht hat sie auf ihren Schulterblättern zwei Narben, die einen Halbmond bilden – und andere, tiefere Schnitte in ihrer Seele. Denn ihr Vater ist verbittert und tilgt jede Erinnerung an seine Frau. Es wäre eine traurige Kindheit, die Cica im kahlen Norden Italiens verbringen müsste, wären da nicht ihre alte Nachbarin mit den vielen Büchern und Tomba, der Hund, der nicht mehr von ihrer Seite weicht.

Auf den ersten Blick hat es der Junge, der nur Walker genannt werden will, nach dem Helden einer TV-Serie über Texas-Ranger, noch schwerer. Er hat das Downsyndrom. Doch seine große Familie, tief im Süden Italiens verankert, gibt ihm Liebe und Unterstützung. Als er in der Pubertät auf schräge Tour nach einem Mädchen für sich sucht, droht das labile Gleichgewicht aus den Fugen zu geraten. Maria Paola Colombo gelingt das Kunststück, über Menschen, denen es das Schicksal nicht leicht machte, jenseits von Tristesse oder aber Verharmlosung einfühlsam und humorvoll zu schreiben.

Der Titel im Katalog